

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

Ein Revolverjournalist glaubt, ein Geschäft machen zu können
Bei Hochkonjunktur verdient die Familie May 1,20 Mark in der
Woche – Ein erblindeter Junge wird wieder sehend

I.

Besuch in der Villa „Old Shatterhand“

Jeden Sonntagvormittag durchschreitet mit seinem Gefolge der greise König Albert von Sachsen die gedeckte Brücke, die sein altes Wettinerschloß mit der Hofkirche verbindet. Augusts des Starken Sohn hat einst den Italiener Chiaveri aus Rom kommen lassen, sie zu erbauen. Der kam mit einem Troß von Maurern und Zimmerleuten seiner Heimat, die in Hütten und Zelten an der Elbe lagerten. Zur Erinnerung an ihre Siedlung heißt noch heute eine Gaststätte an der gleichen Stelle das „Italienische Dörfchen“.

König Albert, Sieger von St. Privat, ist Musikfreund. Mit seinem Generalmusikdirektor, dem Ritter Ernst von Schuch, spielt er zuweilen vierhändig Klavier. Und zum Gottesdienst in der Hofkirche erscheint mit dem Ritter von Schuch regelmäßig die Sächsische Staatskapelle mit den Berühmtheiten der Dresdner Oper, mit der Bayreuther Isolde Therese Malten, der Altistin Irene von Chavanne, dem Tenor Scheidemantel und dem herrlichen Bariton Karl Perron. Sie führen auf der Empore die Perlen der katholischen Kirchenmusik auf. Andächtig sitzen und lauschen im Schiff der Kirche die Bürger von Dresden und viele, viele Fremde.

Aber die junge Welt spricht nach dem Gottesdienst nicht von der wundervollen musikalischen Untermalung der Andacht.

„Hast du den Viererzug gesehen?“

„Auf dem Bock saß ein Neger.“

„Unsinn, es war ein Indianer.“

„Jetzt fährt er in seine Villa nach Radebeul zurück und zählt seine Million.“

„Glaubst du, daß er das alles erlebt hat?“

„Karl May lügt nicht.“

„Mein Vater erlaubt nicht, daß ich ihn lese. Unser Lehrer sagt auch, es wäre Schundliteratur.“

„Laß dir dein Schulgeld wiedergeben. Unser Lehrer hat selber alle Maybände. Er borgt sie uns. Er sagt, besser könnten wir gar nicht Geographie lernen.“

Sehnsüchtig blickt der andere kleine Sachse den Kameraden an ...

Inzwischen fährt Karl May an den Fabriken der Dresdner Neustadt vorbei nach seinem Heim, das er sich am Fuß der Lößnitzberge geschaffen hat. „Old Shatterhand“ heißt die kleine Villa. Ja, es geht ihm gut. Aus der Jugend in der allerärmsten Armut, aus Wirrungen, die jeden andern für immer in den Abgrund gestoßen hätten, hat er sich emporgearbeitet. Seine Reiseerzählungen werden in der ganzen Welt gelesen. Er ist der legendäre Held der Jugend geworden. Schwärmerische Briefe erreichen ihn jeden Tag. In Wien haben ihn Erzherzöge in ihre Schlösser gebeten. Karl May, Sohn arbeitsloser Webersleute aus Hohenstein-Ernstthal im Erzgebirge, ist heute ein wohlhabender Mann.

Aber jetzt daheim in „Old Shatterhand“ zählt er nicht seine Million, zu der er nie gekommen ist, eher die vielen grauen Haare, die sich auf seinem Haupte sammeln.

Er macht Schweres durch.

Jetzt, da er sich nach dieser grauenvollen Jugend im friedlichen Hafen glaubte, wird dieser Friede wieder gestört. Steigen sie noch einmal auf, die alten Gespenster? War die harte Arbeit eines Vierteljahrhunderts, waren die vielen tausend Nächte am Schreibtisch umsonst? Warum läßt man ihm keinen Frieden?

Er fühlt es, dieser Besucher, der ihm da am Sonntagmittag gemeldet wird, das ist wieder ein Feind ...

Rudolf Lebius

Herausgeber der „Sachsenstimme“

Karl May sinnt über der Visitenkarte. Ein Blatt „Sachsenstimme“ hat er noch nie zu Gesicht bekommen. Er liest schon lange keine Zeitungen mehr. Das besorgt Herzle für ihn, die tapfere Gefährtin. Ihm genügt es, die Zeitungsausschnitte zu überfliegen, die ihm die Post täglich viermal ins Haus bringt. Viel böse Stimmen

klingen ihm in steigendem Maße daraus entgegen. Er hat große Lust, den Mann von der „Sachsenstimme“ gar nicht zu empfangen.

Wenigstens wird er Herzle bitten, bei der Unterredung dabei zu sein.

Der Besucher ist ein großer blonder Mann mit dünnem Haupthaar. Hinter scharfen Brillengläsern blicken graue Augen unangenehm ausdruckslos. Ihr Besitzer stellt sich als begeisterter Freund der Bücher Karl Mays vor.

„Ich bringe in meinem Blatt literarische Porträts der führenden Männer Sachsens. Ich möchte mit Ihrem Porträt beginnen, Herr May. Vielleicht haben Sie der Oeffentlichkeit etwas Besonderes zu sagen, wofür ich Ihnen gern mein Blatt zur Verfügung stelle.“

May wehrt bescheiden ab. „Sie erweisen mir hohe Ehre. Aber was ich der Welt zu sagen habe, steht alles in meinen Büchern. Man muß sie nur richtig verstehen und ihre Symbolik richtig deuten.“

Der Besucher spricht von den großen Erfolgen der Karl-May-Romane, die wohl ihrem Schöpfer ein schönes Stück Geld eingebracht hätten.

May ist peinlich berührt von dem fühlbaren Drang nach Indiskretionen, der aus seinem Gast spricht. Aber er greift doch nach der Gelegenheit, einmal die Legende von seinem unbändigen Reichtum zu zerstören. „Wissen Sie, ich habe jahrelang gedarbt. Mein erster Verleger hat mehr an sich als an mich gedacht. Meine Reisen kosten viel Geld. Man überschätzt meine Einkünfte.“

„Sag nur ruhig,“ fällt Herzle ihm ins Wort, „daß du immer eine zu offene Hand hattest. Mein Mann konnte nie nein sagen, wenn ihn einer um Hilfe anflehte, und er hat nicht immer Dank geerntet, Herr Lebius!“

„Ich wäre ein schlechter Geber gewesen, wenn ich je auf Dank gerechnet hätte. Jede gute Tat trägt ihren Lohn in sich,“ fällt ihr Mann ihr ins Wort.

„Sie müßten Ihr eigener Verleger werden, Herr May. Und ein eigenes Blatt haben, das Ihre Interessen wahrnimmt, wenn sie einmal angegriffen werden ...“

„Ich weiß, daß ich Feinde habe“, sagt Karl May müde. „Aber mein christlicher Glaube verbietet mir, gleiches mit gleichem zu vergelten. Sie werden schon erkennen, daß sie geirrt haben, dann möge ihnen Gott verzeihen. Meine Kraft gehört meinen Werken. Ich habe noch so viel vor – mein großes Werk ist noch nicht geschrieben. Alles, was ich bisher schrieb, waren ja nur Studien, Skizzen.“

[517] „Wie interessant!“ sagt der Besucher. „Aber immerhin, gegen Gegner soll man sich wehren, indem man sie vernichtet.“

„Wie wollen Sie hartnäckige, unbelehrbare Gegner vernichten?“ fragt Frau Klara May, das „Herzle“.

Herr Lebius sieht die Eheleute May scharf an und spricht leise, seine Sätze immer durch Hüsteln unterbrechend: „Oh, nichts leichter als das ... jeder Mensch hat ... hm ... hat in seiner Vergangenheit einen dunklen Punkt ... hm ... den muß man aufstöbern ... hm ... und dann so lange darauf hinweisen, bis der Gegner kniefällig um Frieden bittet.“

Die Eheleute Karl und Klara sehen sich bedeutungsvoll an.

Karl May erhebt sich: „Ich bin eher ein Dulder, aber kein Detektiv. Sie gestatten wohl, daß ich mich zurückziehe. Ich bin nicht auf dem Posten.“

Frau May führt den Besucher hinaus. Sie sucht den schroffen Abschied etwas zu mildern, den ihr Mann dem merkwürdigen Besucher erteilte: „Mein Mann ist leidend, Sie spüren es wohl, Herr Lebius.“

Der dienert viele Male und verspricht, seinen Artikel nächsten Sonntag – die „Sachsenstimme“ erscheint jeden Samstag – zu schicken.

Als der Besucher gegangen ist, bellt Mays kleiner Zwergpintscher noch lange hinter ihm her.

„Herzle,“ sagt Karl May, „der Hund kann den Kerl nicht leiden. Das Tier war immer ein guter Menschenkenner.“

Nächsten Sonntag kommt die „Sachsenstimme“ mit der Frühpost an. Der Artikel über Karl May steht auf der ersten Seite. Er beschreibt genau die Villa „Old Shatterhand“, die darin aufgestellten Trophäen von Karl Mays Reisen und weist auch die Legenden von Mays großen Reichtümern zurück. Dann wird erzählt, daß Klara May die zweite Gattin des berühmten Schriftstellers ist. Karl Mays Aeußerung über sein eigentliches Werk, das er noch vorhabe, wird wiedergegeben. Dann folgt eine Angabe über die Prozesse, die May mit seinem ersten Verleger Münchmeyer führe, über die bei dem Besuch des Herrn Lebius gar nicht gesprochen wurde. Einzelne Worte des Artikels sind durch Fettdruck hervorgehoben. Der ganze

Artikel wirkt wie eine schlecht geschriebene Reportermeldung, die durch private Indiskretionen auffallen will.

Karl May knüllt den Artikel zu einem Papierball zusammen.

Eine Woche darauf kommt ein Brief von Herrn Lebius. Einer seiner Teilhaber sei ausgeschieden, schreibt er, jetzt wäre eine gute Gelegenheit, in die „Sachsenstimme“ einzusteigen, die immer eine scharfe Waffe sein werde ...

„Siehst du, Herzle,“ sagt Karl May, „der Mann will nur unser Geld.“

Herr Lebius bekommt einen höflichen Absagebrief.

Er meldet sich noch ein paar Mal. Mit zehn Mille sei ihm gedient. Eventuell auch mit weniger ...

Aber er hat in der Villa „Old Shatterhand“ kein Glück.

Als bald erscheint in der „Sachsenstimme“ eine Notiz, in der berichtet wird, daß ein Schüler des Anrealgymnasiums in Dresden durchgebrannt sei, weil er zu viel Karl May gelesen habe ...

In einer andern Nummer wird berichtet, daß im sächsischen Kulturministerium eine Aktion gegen die Lektüre Karl Mays unter der Schuljugend vorbereitet werde.

Und eines Tages erhalten viele deutsche Zeitungen eine Nummer der „Sachsenstimme“ rotangestrichen, in der mitgeteilt wird, daß Karl May seine Jugend in Gefängnissen und Zuchthäusern verbracht habe. Der Herausgeber der „Sachsenstimme“ habe in Mays Heimat nachgeforscht und dort erkundet, daß die Taten des berühmten Erzgebirgsräubers „Stülpner-Karl“ im Volksmunde alle Karl May zugeschrieben würden.

Viele Blätter drucken den Artikel der „Sachsenstimme“ nach. Täglich bringt die Post giftige Zeitungsausschnitte nach dem Hause in Radebeul. „Aus dem Zuchthaus zum Jugendschriftsteller“ überschreibt ein Wiener Blatt den Nachdruck.

Der alte Mann in „Old Shatterhand“ wagt nicht mehr auszugehen.

„Mein Gott, mein Gott – war alle Buße, alle Arbeit umsonst?“ Mit diesen Worten bricht er an seinem Schreibtisch zusammen.

Aber eine Frauenhand legt sich ihm auf die Stirn: „Ich bin bei dir. Ich kämpfte mit dir. Dieses Bubenstück wird dich nicht vernichten. Du wirst durch dieses Martyrium nur noch größer werden!“

Der Kampf, den Klara May weiter an der Seite des alten Schriftstellers führt, ist eines der edelsten und tapfersten Dokumente deutschen Frauentums. Jener Rudolf Lebius hat ein seltsames Leben um die in heißer Arbeit erstrittene Abendsonne betrogen. Vom Grabesrande aus mußte der Liebling der Jugend und von Millionen Lesern in aller Welt verzweifelt gegen unwürdige Kampfmethoden fechten.

Mit unmenschlichem Leid hat er die Verstrickungen seiner Jugend ein zweites Mal bezahlen müssen, bis nach seinem Tode sein Bild und sein Werk zu neuer Verklärung emporwachsen.

In zwei Jahren wird man seinen hundertsten Geburtstag feiern – dann wird man erschüttert die Qualen dieses bitteren Schicksals noch einmal übersehen.

II.

„Ich habe nie eine Jugend gehabt.“ (Karl May.)

Karl May steht am Fenster seines Hauses und sieht in den grauen Herbst.

So kalt und kahl war auch seine Jugend. Den Greis fröstelt, wenn ihre Bilder an ihm vorüberziehen.

Am 25. Februar 1842 ist er geboren worden – dort, wo in jener Zeit Deutschland am ärmsten war, im sächsischen Weberstädtchen Ernstthal im Erzgebirge. Meist waren die Weber arbeitslos. Bekamen sie einmal zu tun, brachte die Arbeit nur Pfennige. Der Kantor von Ernstthal kann sich nur zweimal im Monat eine Zigarre leisten, die zwei Pfennige kostet. Einmal hatten ein paar Weber in Ernstthal „Konjunktur“: sie bekamen einen Auftrag für die billigsten weißen Handschuhe, die nur den Leichen angezogen werden, ehe sie begraben werden. Die Finger werden bei Mays genäht. Mutter May macht die Daumen, das war das Schwerste, die Großmutter die kleinen Finger, der Knabe Karl mit seinen Schwestern die Mittelfinger. Wenn sie alle eine Woche lang von früh bis abends gestichelt haben, haben sie 12 Groschen (1.20 Mark) verdient.

Kann man davon leben?

So sieht die Speisekarte im Elternhaus Karl Mays aus: die Kinder betteln beim Gastwirt Kartoffelschalen – vielleicht hängen noch ein paar Brocken daran, von denen man eine Hungersuppe kochen kann. Der Müller schenkt eine Handvoll Mehl. Auf den Schutthaufen pflücken sie ein spinatartiges Unkraut, dessen

Blätter sich fettig anfühlen. Das ergibt beim Kochen drei Fettäuglein auf der Brühe ...

Nein, davon kann man nicht leben. Von den zwölf Geschwistern Karls sterben neun im zartesten Alter.

Karl May erblindet im ersten Jahr nach seiner Geburt.

Jahrelang hat der geistig regsame Knabe nur ein Innenleben. Von allem, was er hört, muß er sich innere Gesichte gestalten – welche Schulung, welches Training einer Phantasie! Diese physische Blindheit ist die Wurzel seines Glückes geworden ... und sicher auch seines Unglücks, weil sie zunächst die Not seines Vaterhauses verschärfte.

Einmal war die Sonne bei Mays aufgegangen: Mutter May hatte geerbt. Ein kleines, bescheidenes Häuschen und ein paar Beutel mit Geld. Was hieß in dem dürftigen Weberheim Geld? In dem einen Beutel waren nur Zweipfennigstücke, in dem anderen nur Dreipfennigstücke, im dritten lauter Groschen! So sparten damals die Erzgebirgler, und ein solches „Erspartes“ hatte der Mutter May ein Verwandter hinterlassen. Der überraschende Segen regte zunächst einmal die Phantasie von Karl Mays Vater an. Er verließ seinen Webstuhl, der ihn doch nicht nährte, und wurde „Kaufmann“. Er begann einen Taubenhandel. Weil er nichts davon verstand, erlitt er einen Fehlschlag nach dem anderen, und das unrentable Geschäft zehrte alle ererbten Geldbeutel seiner Frau auf. Etwas hatte sie gerettet, davon erlernte sie mit einer Empfehlung des Pfarrers und des Stadtrichters von Ernstthal in der Dresdner Diakonissenanstalt den Hebammenberuf. Dabei erfuhren die Aerzte von der stillen, ernsten Frau ihr Leid um den erblindeten Sohn. Sie redeten ihr zu, das Kind zu einer Behandlung nach Dresden kommen zu lassen. Die Behandlung hatte Erfolg. Karl Mays Augen wurden wieder sehend. Dresden brachte ihm Segen – wie es ihm an seinem Lebensabend wieder Unglück brachte ...

(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 21, 25.05.1940, S. 516+517

Abb. S. 516 oben: Der Heldenkampf der Indianer / Unser Bild zeigt ein Gemälde von Elk Eber: den Kampf der Rothäute gegen die Truppen des Generals Custer (Juni 1876). Karl May hat den heldenhaften Indianern Nordamerikas in seinen Büchern ein Denkmal gesetzt.

Abb. S. 516 unten: Der Dichter des „Winnetou“ / Karl May, der Sohn armer Erzgebirgler, hat in seinem Leben alles nur denkbare Leid standhaft ertragen. Von den Erfolgen und Niederlagen des Schriftstellers erzählt unser Bericht.

Abb. S. 517 oben links: Der stolze Winnetu – / Intschu-Tschuna und Old Shatterhand (rechts), die unvergänglichen Gestalten der Karl-May-Romane, sind auch die Helden der Karl-May-Spiele in Rathen.

Abb. S. 517 oben rechts: Hier hat Karl May gearbeitet / Dies ist die Bibliothek des Schriftstellers in seiner Villa „Shatterhand“ in Dresden-Radebeul. Der große Erfolg der Bücher machte es möglich, daß Karl May sich in der Nähe Dresdens eine Villa bauen konnte.

Abb. S. 517 unten: Das Geburtshaus / Es steht in Ernstthal, wo May 1842 geboren wurde. Die Bewohner des kleinen Ortes sind meist arme Weber gewesen. Wenn die Familie Karl Mays eine Woche lang arbeitete, verdiente sie 1.20 Mark!

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

Richard Wagner begegnet den revoltierenden Ernstthalern – Ganze 15 Mark soll
Karl Mays Ausbildung kosten – Wegen einer Kleinigkeit von der Schuld gejagt
Drei Jahre hinter Gittern

So vergingen die Knabenjahre Karl Mays. Die geschäftlichen Fehlschläge des Vaters, der Hebammen-Lehrkursus der Mutter, die Behandlung des Sohnes kosteten so viel, daß die Familie wieder verarmte. Auch das kleine Häuschen ging verloren. Als Karl May sehend wurde, fand er seine Familie wieder am Bettelstab ...

Aber sie waren damals alle arm, die Leute im Erzgebirge.

Zur Arbeitslosigkeit kamen Mißernten, Teuerungen, Aufwiegeleien. 1848 gährte es im ganzen Lande. Von Stadt zu Stadt flog die Parole: Weg mit dem König! Während in der Landeshauptstadt Dresden die

Revolutionäre – unter ihnen der Hofkapellmeister Richard Wagner – noch in geheimen Konventikeln berieten, schritten in Ernstthal die Hungernden zur Tat.

Sie stürmten einen Bäckerladen.

Es war eine Biedermeierrevolte: die Rebellen wurden von der Polizei eingesperrt. Der Gendarm ging von Haus zu Haus und warnte persönlich vor weiteren Ausschreitungen. Da wählten die grimmigen Revolutionäre die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit: die Einwohner Ernstthals bildeten eine Schutztruppe zur Rettung ihres Königs, die sich zum „Marsch auf Dresden“ rüstete ...

In Dresden, auf dem Turm der Kreuzkirche, vom Revolutionskomitee dahin beordert, stand der revolutionäre Hofkapellmeister Richard Wagner, um die in der Stadt kämpfenden Gesinnungsgenossen zu warnen, wenn am Horizont die gegenrevolutionären Preußen auftauchten ...

Tags zuvor hatte er selber unter den sächsischen Truppen Flugzettel verteilt, die sie aufforderten, nicht mit den Preußen gemeinsame Sache zu machen.

Man weiß, daß er auf dem Kreuzturm seine Wächtertätigkeit mit dem Entwurf eines neuen Dramas verband. Ein Gesinnungsgenosse tat ihm den Gefallen, vom Turm herabzusteigen und von Wagners Frau Minna für den Dürstenden eine Flasche Rotwein zu holen. Als der Bote am nächsten Tage ein zweites Mal mit dem gleichen Auftrag zur Frau Hofkapellmeister kam, weigerte sie sich, die Zehrung herauszugeben. Da machte sich der Komponist selber auf den Weg nach Hause. Dort sperrte ihn die vernünftige Frau Minna in sein Zimmer und zog den Schlüssel ab. Das war Wagners Rettung. In dieser Nacht wurde ein Teil der Häupter des Revolutionskomitees verhaftet.

Mit den anderen floh Wagner nach Chemnitz.

Weil er als einziger in einem anderen Hotel logierte, entging er der Verhaftung, die seinen Freunden blühte.

Es gelang Wagner, einen Wagen zu finden, der ihn bis Weimar brachte.

Hinter Zwickau sperrt ein bewaffneter Trupp die Straße: es sind die Ernstthaler, die inzwischen zur Rettung ihres Königs losmarschiert sind – Vater May mitten unter ihnen.

Bei Wagners Kutscher erkunden sie die Lage in der Hauptstadt.

„Es ist keine Gefahr mehr für den König. Die Preußen sind in Dresden, die Revolution ist zu Ende!“

Der Mann im Wagen drückt sich tief in die Ecke, als der Kutscher diese Auskunft gibt.

Die Ernstthaler jubeln. Sie singen die sächsische Nationalhymne „Den König segne Gott“, die auf die Melodie von „God save the King“ geht, machen kehrt und marschieren triumphierend und mit wunden Füßen nach Ernstthal zurück.

Unangefochten fährt Richard Wagner an ihnen vorbei nach Weimar, von da über München nach Zürich ins Haus Wesendonck. Er ist frei für die Höhenstationen seines Lebens.

Fünf Taler für eine Karriere

In Ernstthal gehen die seltsamsten Schicksale ihren Weg. Wenn man hineinblickt in die Einzelheiten dieser armen Erzgebirgler, so ist jedes mirakelreich. Am nächsten steht Karl May seine gütige, alte Großmutter, die ihm aus einem alten orientalischen Märchenbuch vorliest. „Der Hakawati –, das ist der Märchenerzähler in Asia, Africa, Turkia, Arabia, Persia und India sampt Deutung“. Das ist das Samenkorn, aus dem Mays Sehnsucht nach den fernen Ländern wächst – zugleich mit der eigenen symbolischen Deutung alles Geschehens und der handelnden Figuren. Die Großmutter hat selbst ihr Märchen hinter sich. Einmal ist sie tot zu Boden gefallen und in den Sarg [539] gelegt worden. Aber sie ist bei vollem Bewußtsein, erlebt die Trauer der Ihren, hört das Gebet des Pfarrers am offenen Sarg, sieht den Kantor mit den Kirchensängern, hat sich drei Tage nicht rühren können, bis es ihr, kurz ehe der Sargdeckel geschlossen wird, gelingt, bei einem von ihr Abschied nehmenden Kinde wenigstens so mit dem Finger zu winken, daß das Kind aufschreit: „Sie hat meine Hand angegriffen!“ Die Aerzte werden wieder gerufen, Großmutter wird gerettet.

Fügen wir hinzu, daß Karl May selber nach vier Jahren Blindheit wieder sehend wurde, und denken wir an die Einflüsse der orientalischen Märchenwelt, die ihm die Großmutter vermittelte, so wissen wir, wie der Boden geebnet wurde, auf dem später die Phantasie des Volksschriftstellers Karl May die ihr eigentümlichen Schöpfungen erblühen ließ, die den Ueberraschungen so viel Raum lassen ...

Karl May verdient sich ein paar Groschen als Kegeljunge. Der Gastwirt, der ihn dazu dingt, hat auch eine

zerschlissene Leihbibliothek.

Was lesen die Erzgebirgler? Wo suchen die Bewohner dieser Täler und Wälder ihre Romantik?

Bei „Rinaldo Rinaldini“, dem edlen Räuberhauptmann, den Goethes Schwager Christian August Vulpius ersann. Ebenso zerlesen finden sich in der Leihbibliothek des Gastwirts von Ernstthal: „Salla Sallini, der edle Räuberhauptmann“, „Himlo Himlini, der wohlthätige Räuber“, „Bellini, der bewunderungswürdige Bandit“, „Die schöne Räuberbraut“, „Hans von Hunsrück, der Beschützer der Armen“, „Botho von Tollenfels, der Retter der Unschuldigen“.

Wenn der Kegeljunge Karl May zum Kegelsetzen antritt und noch keine Spieler da sind, darf er in der Bücherei des Wirtes lesen.

Lesen? Er verschlingt die Bände. Ihre Dramatik zündet. Da ist Bewegung, Geschehen, Schwung. Da wird die Armut, die er kennt, geschildert, und die edlen Männer, die zwar der Obrigkeit ein Schnippchen schlagen, aber den Hungernden und Bedrückten helfen.

Unvergeßliche, unverlierbare Eindrücke der Knabenseele.

In der Schule war Karl May ein guter Lerner. Pfarrer und Kantor halfen dem begabten Jungen gütig nach. Sie lehrten ihn Sprachen, und der seelenvolle Kantor gab ihm Unterricht auf der Orgel und der Geige. Vater May fertigte selber den Bogen an, denn er besaß die große handwerkliche Geschicklichkeit der Erzgebirgler für alles. Er hätte den Jungen gern aufs Gymnasium geschickt, aber es war nicht einmal das Geld fürs Lehrerseminar da.

Mutter May faßt sich ein Herz.

Sie wagt einen Bittbesuch bei Herrn Layritz, dem reichen Mann von Ernstthal.

„Wenn Sie uns gütigst fünf Taler leihen würden ... noch nicht jetzt, erst wenn Karl die Aufnahmeprüfung bestanden hat ... dann könnte er nach Waldenburg ins Seminar!“

Fünf Taler für eine Karriere!

Herr Layritz faltet die Hände und dreht die Daumen: „Meine liebe Frau May, es ist wahr, ich bin reich, und Sie sind arm. Aber Sie haben denselben Gott, den auch ich habe, und wie er mir bisher geholfen hat, so wird er auch Ihnen helfen. Ich habe Kinder wie Sie und muß für sie sorgen. Ich kann Ihnen also die fünf Taler nicht leihen. Gehen Sie getrost nach Hause und beten Sie recht fleißig, so wird sich ganz gewiß zur rechten Zeit jemand finden, der das Geld übrig hat und es Ihnen gibt.“

Weinend erzählt Mutter May, was sie bei dem scheinheiligen Filz erlebte.

Vater May schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Nie wieder wollen wir betteln. Karl wird aufs Seminar gehen, und wenn ich mich dafür tothungern muß!“

Karl May tut diese Nacht kein Auge zu.

Als alle schlafen, steckt er ein Stück trocken Brot ein und sein Kegelgeld und legt einen Zettel auf den Küchentisch:

„Ihr sollt nicht für mich weinen und euch totarbeiten. Ich gehe nach Spanien und hole Hilfe! Euer Karl.“
Er wandert durch die nächtliche Gasse hinaus in den Wald.

Nach Spanien, wo die edlen Räuber sind, die den Armen helfen und sie an den geizigen Layritzen rächen ... Er kommt bis Zwickau zu Verwandten, die beklommen sein Gelübde hören. Hier findet ihn Vater May, dem die Tränen in den Augen stehen: „Tu das nie wieder, Junge!“

Kein Vorwurf weiter.

Schweigend wandern Vater und Sohn durch die Wälder nach Ernstthal zurück.

Und Karl May kommt aufs Seminar, es wird geschafft.

Wegen drei Pfennig Talg – von der Schule gejagt

In der Woche vor Weihnachten hat der Seminarist Karl May die Talgleuchter zu reinigen, mit denen die Klassenzimmer erhellt werden.

Zwei Stunden von Ernstthal bis Waldenburg ist seine Schwester gelaufen, um seine Wäsche abzuholen und sein Gepäck, das er in die Weihnachtsferien nach Ernstthal mitnehmen will. Sie bringt keine gute Kunde mit. Daheim ist wieder Arbeitslosigkeit. Man hat nicht einmal die achtzehn Pfennige für die Lichter der Weihnachtspyramide, die sonst die einzige Festfreude der kleinen Geschwister ist. Die Schwester sieht die Talgreste, die der Bruder von den Leuchtern abkratzt.

„Karl, daraus könnte man doch ein paar kleine Lichter drehen?“

„Ja. Man braucht dazu eine Papierröhre und einen Docht. Aber es wird schlecht brennen, das Zeug ist höchstens als Schmiere zu gebrauchen.

„Wenn schon! Ein Licht-Ersatz wäre es immerhin. Wem gehört denn der Abfall?“

„Er kommt zum Hauswart. Was der damit macht, ist seine Sache.“

„Gib mir doch ein wenig davon!“

„Du hast eigentlich recht. Der ganze Kram ist höchstens einen Dreier wert. Ich wickle dir ein wenig davon ein.“

Ein älterer Seminarist steht dabei, lächelt freundlich und ... läuft zum Direktor, verpetzt den Karl. Jener ist der Sohn eines Gendarmen, und Neid und Denunziantentum ist unter den kleinen Leuten des Erzgebirges in jener Zeit, wo die Armut des einen der Armut des anderen keinen Vorteil gönnt, eine Erbkrankheit.

Karl May fliegt wegen „Diebstahls“ noch zu dieser Weihnacht vom Seminar.

Es ist der erste große Keulenschlag des Schicksals gegen seinen Aufstieg.

Oder eine Warnung?

Er kämpft ein halbes Jahr, bis ihm das Kultusministerium gestattet, an dem Lehrerseminar in Plauen seine Ausbildung zu vollenden. Er erreicht ein glänzendes Abgangszeugnis und wird alsbald Lehrer an einer Fabriksschule in Altchemnitz.

Wieder ist Weihnachten – wieder wird er zu Boden geschmettert.

Der Fabrikherr, der für seine Unterbringung zu sorgen hat, quartiert ihn bei einem ebenfalls im Freiquartier wohnenden Fabrikbeamten ein, dem der neue Teilhaber seiner Wohnung unbequem ist. Einmal leiht er dem jungen Lehrer eine alte Taschenuhr, da er selbst eine neue goldene geerbt hat. Karl May nimmt die Uhr mit in seine Weihnachtsferien, in die er stolz abreist, ohne den Uhrbesitzer um Erlaubnis zu fragen. Und der mißgünstige Mitbewohner zeigt ihn an – wegen Diebstahls.

Karl May, hilflos und erschrocken, leugnet, daß er die Uhr bei sich trage. Er gerät aus einer Verstrickung in die andere. Das ist sein Schicksal. Auch in späteren schwierigen Situationen seines Lebens. Nie ist es ihm gegeben, den gordischen Knoten zu zerhauen. Immer webt sich der arme Webersohn, der die ersten vier Jahre seiner Kindheit blind war, mit verbundenen Augen noch tiefer ins Verhängnis.

Jetzt in Ernstthal, in seinem ersten Lehrerurlaub, wird er verhaftet und von einem grausam strengen Richter zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt.

Nur ist er gezeichnet.

Mit der Lehrerkarriere ist es aus.

Das Schicksal hat noch mehr Bitternis für ihn bereit.

Im Gefängnis

Was wird nun mit dem aus der Bahn geworfenen Jüngling?

In seine Jugend war noch eine Saat gesät, die jetzt im Unglück und in der Verlassenheit Wurzel schlägt und keimt. Nach Ernstthal war ein Puppentheater gekommen, das den „Faust“ spielte. Es hatte alle Sinne des phantasievollen Knaben gefangen genommen. Die Zauberwelt des Theaters überfiel ihn, und die gute Großmutter nährte an dem Beispiel der Puppen am Draht seinen Hang für Gleichnisse und Symbole: „Wir sind alle Puppen am Draht, und das Schicksal zieht uns zwischen Gut und Böse einher.“

Wie bald lernte er das auf seine eigene Entwicklung übersetzen! Und dann kam ein richtiges Theater nach Ernstthal, das „Preciosa“ spielte. Weil der kleine Karl trommeln konnte –wieder war es der geschickte Vater, der die Trommel gebaut hatte –, wurde er für fünfzig Pfennig engagiert, um mit der Trommel vor der Zigeunerbande voranzuziehen. Ein Sensationserfolg. Der Auftritt mußte viermal wiederholt werden. Nun war es ausgemachte Sache: er würde auch einmal Stücke schreiben ...

Als er aus dem Gefängnis kommt, werden es zuerst Dorfgeschichten, heitere Schnurren, Gelegenheitsgedichte. Es sieht so aus, als ob das ein Beruf werden könnte, der seinen Mann nährt.

Bis wieder eine Verwirrung kommt, die unerklärbar ist. Gelegentlich eines dieser kleinen literarischen Geschäfte, das ihn nach Leipzig führt, kauft Karl May am Brühl Pelze, die er gar nicht braucht, und nimmt sie in einem unbewachten Augenblick mit, ohne zu zahlen. Neue Verhaftung. Neues Urteil gegen den Vorbestraften: über vier Jahre Gefängnis. Durch musterhaftes Verhalten zeigt er Reue. Er lernt die Herstellung der Handtaschen, wirkt im Musikchor der Anstalt als Bläser mit, instrumentiert Stücke für den

Anstaltsgebrauch und darf die Gefängnisbibliothek verwalten, wo er die Bücherverteilung nach den seelischen und fachlichen Bedürfnissen seiner Mitgefangenen im Gegensatz zu der bisherigen Praxis vornimmt, wo die Gefangenen einfach lesen mußten, was man ihnen zuteilte. Auf Befürwortung der Anstaltsleitung wird er ein Jahr vor Strafablauf begnadigt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 22, 01.06.1940, S. 537+539

Abb. S. 537: Klara May, die treusorgende Gattin / Was der Schriftsteller nicht mehr erfahren sollte: die bedingungslose Anerkennung seiner Leistung, seine ihm treu und gläubig anhängende Frau kann es heute erleben. Frau May ist 76 Jahre alt,

Abb. S. 539 oben links: Ein Indianerhäuptling am Grabe Mays / 1920 hielt der Indianerhäuptling Big Snake bei einer Ehrung Karl Mays an dessen Grab eine Gedächtnisrede.

Abb. S. 539 oben rechts: Karl May am Grabe eines großen Indianers / Unsere Aufnahme zeigt Karl May am Denkmal des großen Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha in Amerika.

Abb. S. 539 unten: „Schlichte Wahrheit“ – verlangte Karl May von sich, wenn er am Schreibtisch saß. Unser Bild zeigt einen Zettel mit Grundregeln für die Arbeit, den May sichtbar an seinem Fenster neben dem Schreibtisch anbrachte.

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

„Du mußt fort, nach Amerika!“ ruft die Mutter – Der Verleger Münchmeyer
verseucht Deutschland – „Es ist doch was in dem Korle!, meinen die Ernstthaler

Karl Mays erste Gefängnisstrafe ist verbüßt.

Wieder nehmen ihn die Seinen mit aller Leibe auf. Aber sein Schutzengel, die gute Großmutter, ist inzwischen vor Gram gestorben. Er hadert mit seinem Geschick und mit den „bösen Stimmen“ in seinem Innern. Sein Ruf ist dahin. Wenn etwas in der Ernstthaler Gegend passiert, wofür man keinen Täter findet, schiebt man ihm die Untat in die Schuhe. Ob mit Recht oder Unrecht – es stürzt ihn in neue Verwirrungen, die Seinen werden mißtrauisch, er irrt durch die Wälder, wird in der Nähe einer Feuersbrunst gesehen, kommt mit zerschlagenem, verschmutztem Anzug nach Hause und sieht aus wie ein Räuber.

Als die Mutter, die wegen ihres Hebammenberufs früh aufstehen muß, ihn nach langer Abwesenheit in seiner Kammer findet, erschrickt sie zu Tode: „Um Gottes willen, hat dich jemand gesehen?“

„Nein.“

„Du mußt fort! Nach Amerika! Man hat dich gesehen, bei dem Haus, ehe es brannte! Alle glauben, daß du der Brandstifter warst. Vater glaubt es auch. Geh, geh, ich darf dich nicht mehr sehen, komm erst wieder, wenn es verjährt ist!“

Er ist von dem Mutterherzen verstoßen.

Jetzt zerschneidet er das Tischtuch zwischen sich und der Welt.

In Karl-Moor-Stimmung werden die gelesenen Ideale seiner Jugend wach – er beschließt, der Rinaldo Rinaldini seiner sächsischen Waldheimat zu werden. Ein edler Räuber, der die Armen an den geizigen Reichen rächt. Eine Höhle, tief in den Bergen, wird sein Quartier, Eigenbrötler und verlorene Existenzen schließen sich ihm an. Sie machen verwegene Züge, von deren Beute manchem Armen überraschende Geschenke ins Haus fallen. Die Bande wird so gefürchtet wie geliebt ...

Einmal kommt zu einem wohlhabenden Bauer, der zwei Söhne hat, ein Mann, der sich als der Bürovorsteher eines Notars einer zwei Stunden entfernten Stadt vorstellt. Ob der Bauer nicht einen in Amerika verschollenen Bruder habe?

Jawohl.

Ob er wisse, daß der Bruder drüben gestorben sei?

Nein.

„Ja, er ist gestorben und Sie und Ihre beiden Söhne sind die Erben eines großen Vermögens. Aber Sie müssen sofort mit Ihren Söhnen zu meinem Notar gehen, dort Ihre Verwandtschaft mit den Toten

nachweisen und Ihre Ansprüche anmelden. Heute ist der letzte Termin, sonst verfallen Ihre Ansprüche, und das Vermögen des Bruders fällt dem amerikanischen Staat zu ...“

In jenen Zeiten waren viele arme Sachsen über den großen Teich gefahren, drüben wohlhabend geworden, und phantastische Erbschaften waren später zurückgeflossen, die lange die Träume des ganzen Erzgebirges beunruhigten. So erschien der Bericht des „Bürovorstehers“ wohl glaubhaft, und der Bauer spütete sich, mit seinen Söhnen zum Notar zu pilgern.

Eine halbe Stunde später meldete sich bei der zurückgebliebenen Bäuerin der „Bürovorsteher“ wieder.

„Ich muß Ihnen leider eine schlimme Enttäuschung bereiten. Ich bin gar nicht der Bürovorsteher des Notars, ich bin Beamter der Staatsanwaltschaft.“

„Um Gottes willen.“

„Ich bin beauftragt, hier eine Haussuchung vorzunehmen. Zu diesem Zweck wollte ich Ihren Mann nur aus dem Hause haben, damit alles in Ruhe vor sich geht. Ihr Mann ist der Falschmünzerei beschuldigt. Ich kenne zwar seinen guten Ruf, aber der Sache muß von Amts wegen nachgegangen werden. Haben Sie denn bares Geld im Hause?“

„Ei ja!“

„Hm ... das ist allerdings auffallend. Woher stammt es denn?“

„Wir haben doch vorige Woche zwei Ochsen und vier Kühe verkauft.“

„Ach so ... kann ich das Geld mal sehen?“

Die eingeschüchterte Bäuerin holt den Sparstrumpf aus dem ehelichen Gemach.

[563] Der „Bürovorsteher“ zieht eine Lupe aus der Tasche und prüft jedes Fünfmärkstück. Manche finden Gnade vor seinen Augen, andere erklärt er für verdächtig ... „Jedenfalls beschlagnahme ich einmal den ganzen Betrag. Der amtliche Sachverständige wird alles in Ruhe prüfen!“

Er unterschreibt der Frau eine ordentliche „amtliche Quittung“ und schreitet höflich von dannen.

Abends kehrt der Bauer mit seinen Söhnen nach Hause – er hat den bezeichneten Notar gar nicht gefunden, und auch kein Anwalt in jener Stadt wußte etwas von der Erbschaft. Als er nun hört, daß der „Bürovorsteher“ wieder da war und sein „Falschgeld“ geschlagnahmt hat, geht den Leuten ein Licht auf.

Und die Behörden finden dann heraus, daß der Bürovorsteher nur mit Karl May identisch sein kann.

Am Morgen aber nach der „Beschlagnahme“ lag vor der Tür jedes Armen ein Brot.

Wenn auf der sächsischen Seite des Erzgebirges der May-Bande der Boden heiß wurde, verlegte sie ihre Tätigkeit für einige Zeit auf österreichischen Boden. Wurde es ihnen dort wieder unbequem, so kehrten sie nach Sachsen zurück. Sie schufen so viel Unsicherheit in den Grenzbezirken, daß es schließlich zu einem sächsisch-österreichischen Staatsvertrag kam, der eine gemeinsame Polizeiaktion der beiden Länder zwecks Fahndung nach der Bande vorsah.

Dabei kam es zu Gefechten, bei denen einige von Mays Komplizen auf der Strecke blieben.

May rettete sich durch ein Gasparonestück.

Ihm und den Seinen gelang es, einen der „feindlichen“ Gendarmen zu fangen. Er mußte seine Uniform ausziehen und wurde dann gefesselt zurückgelassen. Karl May zog die Gendarmenuniform an, sein Komplize „spielte“ nun einen Gefangenen, den der uniformierte Karl May vor sich hertrieb, als gehöre er selber zu dem Suchkommando. Damit täuschte er die Posten und konnte auf sicheres Gebiet fliehen. Er schlug sich bis zur bayrisch-österreichischen Grenze und von da bis in italienische Bezirke durch, wo das alte Treiben fortgesetzt wurde. Teils hatte er hier Sprachschwierigkeiten, teils hatte er echte Heimatsehnsucht – er kehrte nach Sachsen zurück. (Auch später zog es ihn immer wieder in die Gegend von Hohenstein-Ernstthal.)

Diesmal fiel er den Häschern in die Hände.

Neue Gerichtsverhandlung. Er muß auch alles das büßen, was man keinem anderen beweisen kann.

Das dritte Urteil schickt ihn vier Jahre ins Zuchthaus. Als er hinter den Zuchthausmauern verschwunden ist, verstummen auch die Gerüchte über die Untaten des Räuberhauptmanns „Stülpnerkarl“, von dem jahrelang die tollsten Lebenden in den Wäldern des Erzgebirges gegangen sind.

Im Zuchthaus wird Karl May als Zigarrenmacher beschäftigt. Man ist überaus zufrieden mit seiner Arbeit. Eines Tages wird der Protestant Karl May Organist für den Gottesdienst der katholischen Gefangenen. Die Vox humana des himmlischen Instrumentes tröstet seine weiche, wunde Seele. Weil er mit den ihm übertragenen Arbeiten immer schnell fertig wird, hat er viel freie Zeit zum Lesen und Lernen.

Er verschlingt, was er über fremde Völker und Länder bekommen kann. Er vertieft sich in erotische [exotische] Sprachen. Er schreibt wieder Geschichten und faßt große Pläne über Reiseerzählungen, die teils im Orient, teils in Amerika spielen und gleichnishaft den Kampf zwischen Gut und Böse darstellen sollen. Was die Ereignisse seiner Jugend und frühe Eindrücke vorbereiten, reift in der Stille der Zuchthauszelle: der große Volks- und Reiseschriftsteller Karl May.

Am Abend seines Lebens schrieb er: „Vier Jahre lang habe ich dieselbe Zelle bewohnt und denke noch heute an sie mit jener eigenartigen, dankbaren Rührung zurück, die man stillen, nicht grausamen Leidenstätten schuldet.“

Zweiunddreißig Jahre ist Karl May alt, als sein Weg aus dem Zuchthaus steil auf zu Erfolg, Wohlhabenheit, Ruhm geht.

Nach Jugendnot und Jugendirren beginnt ihm die Sonne zu scheinen – drei Jahrzehnte lang. Um 1900 ist der einstige Zigarrenmacher aus dem Zuchthaus von Waldheim ein weltbekannter Autor.

Aber es steht in seinen Sternen geschrieben, daß es für ihn keinen ewigen Frieden gibt.

Als er 1874 das Zuchthaus verläßt, erwartet ihn draußen bereits der Mann, der schuld daran ist, daß dreißig Jahre später die Vergangenheit Karl Mays wieder aufgewühlt werden kann.

Er heißt Münchmeyer und ist Kolportageverleger in Dresden.

Arbeit für Herrn Münchmeyer.

Herr Münchmeyer in Dresden hatte es durch billige Groschenhefte zu einer nicht unbedeutenden Druckerei mit Setzsaal und Plattendruck gebracht. Ein heller Sachse, der aus den dunklen Trieben der Massen seine Erfolge holte. Denn als die Volksschule die Kunst des Lesens in die Breite trug, weckte sie auch den Lesehunger. Aber wer stillte ihn? Dichter, Journale und Annalen erschienen für die gebildeten Schichten. Die weiten Lücken, die heute Tagespresse, eine Vielzahl illustrierter Zeitschriften, Theater, Radio und Film füllen, blieben vorher jahrzehntelang leer. Da sprang die Kolportage ein, das handliche Groschenheft, von fliegenden Händlern von Dorf zu Dorf, von Hintertreppe zu Hintertreppe getragen – mit seinen groben Spannungen, seinen knalligen Effekten.

Damit verseuchte Herr Münchmeyer Deutschland. Er stammte auch aus dem Erzgebirge, aus der Gegend um Ernstthal. Während Karl Mays Haftzeit hatte er die May-Legenden vernommen, er kannte auch aus Mays Erzgebirgsgeschichten sein Schriftstellertalent. Spekulierte er darauf, daß aus den „Memoiren“ des Häftlings ein handfestes Kolportagegeschäft werden könne? Er machte sich schon im letzten Haftjahr Karl Mays an dessen Angehörige heran. Die Kolportagepläne prallten an dem geläuterten Karl May ab; denn er hatte sich in der Einsamkeit seine Ziele hochgesteckt. Münchmeyer war intelligent genug, um zu erkennen, daß er auch mit diesem Mann auf seine Kosten kommen werde – er fing ihn ein.

„Sie sind der, den ich brauche!“

„Ich habe ganz andere Sachen vor. Zur Kolportage wird mich niemand bringen.“

„Weil Sie sie nicht kennen. Man kann doch auch Gutes mit ihr leisten. Was haben Sie denn vor?“

May entwickelte ihm seine Idee von den zwei Zyklen, die in Form von teils im Orient, teils in Amerika spielenden Reiseromanen spannendster Art das ethische Ringen heroischer Menschen schildern sollten.

„Herrlich, herrlich!“ rief Münchmeyer, der nach einem Wort Mays zu den Menschen gehörte, die vom Hohen schwärmen und vom Niedrigen leben. „Das können Sie alles bei mir drucken lassen. Ich bin bereit, eine eigene Zeitschrift für Sie zu grünen – Sie leiten Sie, ganz wie Sie wollen!“

Welchen Schriftsteller hätte ein solcher Plan nicht gewonnen? Münchmeyer bot sechshundert Taler im Jahr (einhundertfünfzig Mark im Monat) und vierteljährliche Kündigung.

„Aber ich bin doch bestraft. Ich stehe sogar unter Polizeiaufsicht.“

„Das stört mich nicht. Gerade ein lebenserfahrener Mann wird der beste Schriftsteller sein!“

Mays Eltern waren zugegen, sie sahen einen Hafen für ihr Sorgenkind, sie be- [565] schworen ihm mit ihren Blicken, ja zu sagen – so wurde Karl May Redakteur.

May und Münchmeyer gründeten gleich drei Zeitschriften. „Schacht und Hütte“ hieß die erste – ein Fach- und Unterhaltungsblatt für Berg-, Hütten- und Eisenarbeiter. Hier erschienen seine „Geographischen Predigten“, eine populär-wissenschaftliche Geographie und Ethnographie. Dann kam das „Deutsche Familienblatt“, hier begann der Zyklus der indianischen Erzählungen, hier wurde Winnetou geboren. Schließlich erschienen die „Feierstunden“ mit den Morgenland-Abenteuern. Alle drei Zyklen lebten von

dem fernen Klang der Orgel von Waldheim und der Sehnsucht nach einer lichterem Welt, die fortan der Angelpunkt des Mayschen Schaffens bleibt.

Nach dem Martyrium der Vorjahre erlebte er die Seligkeit des Produzierens. Aus gesammelter Kraft, getrieben vom Motor eigenen Erlebens, frei von der Sorge des Tages, befreit von lähmender, wissender Umgebung, bricht sich die phantastische Fabulierkunst seines Genies in breiten Strömen Bahn. Zwei, drei, vier Romane entstehen pro Jahr neben vieler Kleinarbeit, die Lesewelt und die Verleger werden aufmerksam, Karl May wird ein wahrhaft glücklicher Mensch.

Die neuen Zeitschriften schlagen glänzend ein. Münchmeyer, der seinen Redakteur schon an der Kette seiner Vergangenheit gefesselt zu haben glaubte, will ihn für immer seinem Haus verpflichten.

„May, Sie sind mir ein so lieber Freund geworden – möchten Sie nicht mein Schwager werden? Meine Schwester liebt Sie!“

„Lassen Sie mir Bedenkzeit!“

Und dann kündigt Karl May.

Sein Herz hatte anderswo Feuer gefangen. Und es gab schon andere Verleger, die ihm verlockende Anträge machten.

Die Sphinx von Hohenstein

Im Seelenleben der armen Erzgebirgler haben mystische Dinge immer eine große Rolle gespielt. Karl May litt an den „zwei Stimmen“ in seiner Seele. Er hörte sie deutlich – die Stimme der Verführung, die in Verderbnis, Abenteuer, Empörung rief, und die Stimme des Lichtes, die Verzicht, Duldung, Ergebung forderte.

Im Zuchthaus erzählte Karl May dem Katecheten sein inneres Martyrium. Der Katechet bringt ihm ein Buch: „Die Spaltung des menschlichen Innern – ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt.“ Die Lektüre wirkt befreiend und klärend auf den armen Gefangenen.

Auf eine Stelle weist ihn der Katechet besonders hin: „Wer an diesen schweren Anfechtungen leidet, der hüte sich vor der Stelle, wo er geboren wurde. Er wohne dort niemals längere Zeit. Und vor allen Dingen, wenn er einmal heiratet, so hole er sich seine Frau nicht von diesem Ort.“

Karl May hat diese schlicht-volkstümliche Anweisung, seinen Bedrängungen aus dem Wege zu gehen, nicht befolgt.

Er führt darauf sein ganzes späteres Unglück zurück.

— — — — —

Er hat sich als Schriftsteller durchgesetzt, in seiner Heimatstadt wandern die Münchmeyerhefte mit den Artikeln und Erzählungen Karl Mays von Hand zu Hand ...

Den kleinen Leuten imponiert alles Gedruckte gewaltig.

„Sieh da, der Korle! Es ist doch was in ihm!“

Als er jetzt wieder einmal zur Weihnachtszeit in die Heimatstadt kommt, grüßen ihn die Leute wieder.

Im Freundinnenkreise seiner Schwester fällt ihm ein junges Mädchen auf, schöner, fesselnder als alle anderen. Sie hat einen geheimnisvollen Augenaufschlag. Sie erscheint ihm wie eine Sphinx. Seine entzündliche Künstlerseele brennt darauf, das Rätsel zu lösen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 23, 08.06.1940, S. 561+563+565

Abb. S. 561: Der Weltreisende im Jahre 1908 / Unser Bild zeigt Karl May, bereits ein berühmter Mann, auf der Ueberfahrt nach Nord-Amerika.

Abb. S. 565: Die drei Wunderbüchsen / Im Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden sind diese drei Gewehre ausgestellt: der schwere „Bärentöter“, die „Silberbüchse“ Winnetous und der vielschüssige Henrystutzen.

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

„Schriftsteller bleiben Hungerleider!“ – Der Verfasser des „Old Shatterhand“
aber erschrieb sich fast 1 Million – Vom „Waldröschen“ zum „Bärentöter“

Emma Pollmer heißt das Mädchen, für das Karl May entbrannte. Es fühlt auch, daß der junge Schriftsteller jenseits der Kleinstadtatmosphäre steht. Aus den beiden würde schnell ein Paar, wenn der Großvater des Mädchens einverstanden wäre.

Wie schon Karls Großmutter eine besondere Bedeutung für seine Entwicklung hatte, so haben überhaupt im Leben der kleinen Leute des Erzgebirges Großeltern eine höhere Autorität. Sie sind die Generation von vorher, die ehrwürdige Vergangenheit, vor deren Gewicht die jüngere Welt Ehrfurcht und zugleich Furcht hat.

Großvater Pollmer ist darüber hinaus noch von besonderer persönlicher Würde umgeben. Ein schöner, hochgewachsener Mann, der sich seiner Vorzüge bewußt war. Von Beruf war er „so ein Stück Arzt“. Er hatte Barbier gelernt und vertrieb nebenbei homöopathische Tropfen, Kügelchen und Pulver, einer der vielen Jünger Samuel Christoph Hahnemanns, der ja auch aus Sachsen gebürtig war und von vielen Fehden auf rastlose Wanderfahrten bis nach Paris getrieben wurde. Großvater Pollmer galt im armen Erzgebirge als guter Verdienner – brachte er es doch schon auf 600 Mark Jahreseinkommen. Deshalb wollte er auch mit seinen schönen Kindern hoch hinaus. Sein Sohn wollte ein armes Mädchen heiraten, der Alte hintertrieb es. Der junge Mensch wurde vor Kummer zum Landstreicher und ging auf der Landstraße zugrunde. Die Tochter jagte der alte Pollmer aus dem Hause, weil sie sich mit einem armen Barbiergehilfen verlobt hatte. Sie starb im Wochenbett.

Ihr Kind war die von Karl May angebetete Emma Pollmer, die nun von ihrem Großvater aufgezogen worden war.

Der zeigte sich als gelehrter Mann zwar gern auf Spaziergängen mit dem jungen Dresdner Schriftsteller, aber als er von Karl Mays Heiratsabsichten erfuhr, tobte er: „Schriftsteller bleiben immer Hungerleider. Meine Enkelin ist für etwas Besseres bestimmt.“

„Ich darf sie nicht heiraten?“

„Sie bekommen Emma nicht!“ sagte Großvater Pollmer und stieß mit dem Spazierstock auf den Boden.

Auch in Karl May loderte der Jähzorn der Erzgebirgler: „Wenn Sie sie mir nicht geben, nehme ich sie mir!“

„Das werden Sie nicht wagen! Ich verbiete Ihnen mein Haus!“ schnaubte der Homöopath.

Karl May gelang es, dem Mädchen einen Zettel zu schicken: „Entscheide zwischen mir und deinem Großvater! Wählst du mich, so komme nach Dresden!“

Emma kam.

Karl May brachte sie im Hause einer Pfarrerswitwe, die selbst zwei Töchter hatte, unter, wo sie Umgangsformen und die Führung eines städtischen Haushalts lernte.

Karl May war nun schon ein von angesehenen Verlegern gedruckter Schriftsteller geworden. Seine ersten „Reiseerzählungen“ wurden gleich ins Französische übersetzt und erschienen in Paris. Das junge Paar zog später nach dem Künstlervorort Blasewitz bei Dresden.

Jetzt kam es auch zu einer neuen Zusammenarbeit Karl Mays mit dem Kolportage-Münchmeyer.

Damit begann das Verhängnis, und May macht zu einem großen Teil seine Frau Emma dafür verantwortlich, welche die Aussöhnung mit Münchmeyer gefördert und später dessen Partei genommen habe. So rächte es sich, meint May später, daß er die Warnung aus dem Buch des Katecheten mißachtete...

Das junge Ehepaar May trifft den Verleger Münchmeyer eines Abends in einer Gartenwirtschaft. Münchmeyer ist übergläücklich, daß er Karl May wiedersieht. Seit der aus dem Münchmeyerverlag ausschied, gingen dessen Zeitschriften sofort zurück. Es fehlte Mays lebendiger, vielseitiger, anregender Geist. Die Blätter gingen ein und zogen den übrigen Verlag mit sich.

„Mit einem Wort: ich bin pleite. Und das ist Ihre Schuld, May!“

„Da muß ich aber doch bitten!“

„Wenn Sie mich nicht verlassen hätten, hätte ich die Zeitschriften halten können. Mit den Sachen, die Sie jetzt für andere schreiben, hätte ich sehr gute Geschäfte gemacht – ich, der ich schließlich der erste

war, der Vertrauen zu Ihnen hatte und Sie in den Sattel setzte!“

Emma May fühlt, worauf Münchmeyer anspielt, sie kennt ja die Vergangenheit ihres Mannes, sie wird von Münchmeyers Argumenten gefangen. Der schlaue Mann spürt das – er wendet sich nun an sie: „Helfen Sie mir, gnädige Frau! Ihr Mann hat mich ruiniert, er kann mich wieder sanieren!“

„Wie meinen Sie das?“

„Wenn er jetzt einen Roman für mich schreibe ...“

„Ich habe keine Zeit dazu, ich habe so viel andere Abschlüsse!“ sagt Karl May.

„Das schütteln Sie doch aus den Ärmeln – ein Talent wie Sie! Was sage ich, Talent – Ihr Gatte ist doch ein Genie, Frau May!“

Die Schmeichelei wirkte auf die junge Frau ebenso sehr wie auf Karl May. Als seine Frau für eine kleine Weile den Tisch verläßt, um Bekannte zu begrüßen, wird Münchmeyer noch zudringlicher: „May, wo Ihre Frau gerade nicht am Tisch ist, muß ich ein Wort von Mann zu Mann reden. Sie haben sie damals geweigert, meine Schwester zu heiraten. Sie haben meine ganze Familie damit gekränkt. Sie hat sehr darunter gelitten. Auch das müßten Sie wieder gutmachen!“

Karl May hat ein weiches Herz. Münchmeyer läßt noch eine Flasche kommen. Er wird sentimental, er redet weiter auf die junge Frau ein, ihm doch zu helfen ...

Auf dem Heimweg spricht Emma für den armen, ruinierten Verleger, mit dem man sich bald wieder trifft. Münchmeyer gewinnt beide für seinen Plan: May soll neben seinen anderen Verpflichtungen wieder für ihn arbeiten.

Mays Schaffensfreude strömt in diesen Jahren fast über die Ufer. Seine Phantasie ist grenzenlos. Die neuen Münchmeyerromane schreibt er geradezu aus der Westentasche. Zuerst schreibt er „Das Waldröschen“ – wieder für Kolportagehefte. Zwanzigtausend Stück soll Münchmeyer jeweils drucken dürfen, dann soll das Verlagsrecht an May zurückfallen.

[591] Als das Manuskript ankommt, ist es Münchmeyer zu „literarisch“. Aber der geschäftstüchtige Mann denkt nicht daran, den wiedergewonnenen Retter zu verstimmen – er macht die Arbeit einfach selber kolportagereif. Er redigiert sie nach der erotischen Seite hin um. May ist viel zu beschäftigt – er schreibt zur gleichen Zeit viel für katholische Hauszeitschriften – ohne Korrekturen zu lesen. „Ich habe nie an meinen Sachen gefeilt,“ bekennt er in seiner Selbstbiographie. „Ich habe alles glatt heruntergeschrieben und mich nie korrigiert!“ Seine Manuskripte und Briefe zeigen fast nie einen Schreibfehler, fast nie eine Aenderung, der Fluß seiner dünnen, zierlichen Schrift, die nur Haar- und keine Grundstriche kennt, geht immer weiter ... immer weiter, gejagt von einer riesigen Phantasie. May liest auch die fertiggedruckten neuen Münchmeyerhefte nicht. Er kommt nicht dahinter, daß der neue Münchmeyer-May ein ganz anderer ist als der, der zur gleichen Zeit im „Katholischen Hausschatz“ die Herzen rührt.

Das mußte er bitter büßen.

Der Bärenlöter und Winnetou

In Karl Mays Radebeuler Heim, das mit vielen Reiseandenken und einer kostbaren geographischen und Sprachbücherei ausgestattet war, bekam man gern das Henrygewehr gezeigt.

Da wurde jeder Besucher andächtig: „Das ist das Gewehr Old Shatterhands?“

„Das ist es!“

„Der Bärenlöter?“

„Jawohl.“

Mit der Geschichte dieses Gewehrs fängt Karl Mays berühmtestes Buch „Winnetou“ an, das ihm in den neunziger Jahren alle jungen Herzen eroberte.

„Unerquickliche Verhältnisse in der Heimat,“ so hebt der Erzähler an, „und ein, ich möchte sagen, angeborener Tatendrang hatten mich über den Ozean nach den Vereinigten Staaten getrieben ... Ich hätte in den Oststaaten recht wohl ein gutes Unterkommen gefunden, aber es trieb mich nach dem Westen. In St. Louis führte mich das Glück in eine deutsche Familie, in welcher ich einen einstweiligen Unterschlupf als Hauslehrer fand. In dieser Familie verkehrte Mister Henry, ein Original und Büchsenmacher, welcher sein Handwerk mit der Hingebung eines Künstlers betrieb.“

Dieser Büchsenmacher Henry gewinnt den jungen Auswanderer lieb. Er stellt ihn auf die Probe und überzeugt sich, daß er ein hervorragender Reiter und ein erstklassiger Schütze ist. Er verschafft ihm einen

Posten bei einem Feldmeßtrupp, der eine neue Bahnlinie durch den Urwald zwischen dem Canadian Riber und New Mexiko auszumessen hat. Mister Henry stattet den jungen Freund mit einem wundervollen Pferd und dem „Bärentöter“ aus, diesem Zaubergewehr, mit dem man sogar den sonst unüberwindbaren Schrecken des Urwalds, den Grizzlybären, erlegen kann.

Es ist eine verwegene Gesellschaft, in die der junge Deutsche kommt. Meist verlorene Existenzen; andere finden sich zu der gefährlichen Arbeit im Urwald kaum bereit. Trunken- und Raufbolde und keinerlei Kapazitäten auf dem Gebiete der Feldmesserei. Der junge Deutsche ist für sie ein ahnungsloses Greenhorn. Aber er verschafft sich bald Geltung. Er ist fleißiger und sachbeschlagener als sie. Dazu ein toller Reiter und gewaltiger Jäger. Er rettet die Bande davor, von einem Grizzlybären zerfleischt zu werden – denn er hat ja Mister Henrys „Bärentöter“.

Eine anständige Seele ist unter der Truppe, der alte „Westmann“ Sam Hawkens. Der schließt den „jungen Dutchman“ in sein Herz. Er verleiht ihm den Ehrentitel Old Shatterhand (Schmetterhand), weil er mit einem Faustschlag einen aufsässigen Riesen der Truppe zu Boden schmetterte.

Einmal plaudert der junge Deutsche mit dem alten Hawkens. Sie kommen auf Bücher zu sprechen. Old Shatterhand erzählt, daß er einmal in die Zivilisation zurückkehren werde, um über den Westen zu schreiben.

„Alle Wetter!“ flucht Sam Hawkens. „Ihr wollt also unter das unnütze Volk der Büchermacher gehen?“
„Wahrscheinlich.“

„Das laßt bleiben, Sir, ja, das laßt bleiben; ich bitte Euch inständig darum. Ihr würdet dabei elend zugrunde gehen. Das könnt Ihr mir glauben.“

„Ich bezweifle es.“

„Und ich behaupte es. Ich kann es sogar beschwören!“ rief er eifrig. „Habt Ihr denn eine kleine Ahnung von dem Leben, welches Euch dann bevorsteht?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ich mache Reisen, um Länder und Völker kennenzulernen, und kehre zuweilen in die Heimat zurück, um meine Ansichten und Erfahrungen ungestört niederzuschreiben.“

„Aber zu welchem Zwecke denn, um aller Welt willen? Das kann ich nicht einsehen.“

„Um der Lehrer meiner Leser zu sein und mir nebenbei Geld zu verdienen.“

„Zounds! Der Lehrer seiner Leser! Und Geld verdienen! Sir, Ihr seid übergeschnappt, wenn ich mich nicht irre! Eure Leser ... ich versichere Euch, daß Ihr gar keine Leser finden werdet, nicht einmal einen einzigen! ... Und nun gar Geld dabei zu verdienen! Welch eine Idee, welche eine ganz und gar hirnlose Idee!“

Nun, als viele, viele Jahre später Old Shatterhand gestorben war und in Radebeul bei Dresden beigesetzt wurde, konnte man feststellen, daß er in vierzig Schriftstellerjahren rund 800 000 Mark erschrieben hatte ...
(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 24, 15.06.1940, S. 589+591

Abb. S. 591: Das Wildwest-Blockhaus in Radebeul / Im Garten der Villa Karl Mays, die als Museum zugänglich ist, steht ein Blockhaus, jenen Blockhäusern nachgebildet, die in Mays Romanen immer wieder vorkommen. Unser Bild zeigt am Kamin Patty Frank, der das Museum verwaltet.

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

Das Rätsel eines Schriftstellerlebens – Eine Frau wird zur
uneigennützigem Helferin – Der letzte furchtbare Angriff

Wir sind noch in den Jagdgründen am Canadian River.

Das „Greenhorn“ bewährt sich und bringt seinem neuen Titel Old Shatterhand Ehre. Er ist ein Fährtenfinder ersten Ranges. In den Begegnungen mit den Indianern, die den in ihr Territorium eindringenden Bleichgesichtern Fehde schwören, zeigt er sich als überlegener Stratege – Old Shatterhand ist ein Held ohne Gleichen, ein Vorbild von Tapferkeit und Weisheit.

Eine Licht-Gestalt im fernen Urwald und ein Kämpfer für die Gerechtigkeit.

Wie ja auch die edlen Räuber in der Leihbücherei des Gastwirts von Ernstthal, wo Karl May Kegeljunge war, Vorkämpfer für die leidende Menschheit waren. Old Shatterhand erkennt, daß die Indianer im Recht sind, wenn sie sich wehren, von den geldgierigen „Westmen“ um ihr heilige Erde, um ihre Herde, um ihr völkisches Sein gebracht zu werden.

Old Shatterhand wird der Freund der Apatschen, die von dem edlen Häuptling Winnetou geführt werden. Winnetou ist der amerikanische Siegfried, eine Persönlichkeit von Seelengröße und Kämpferadel. Old Shatterhand rettet Winnetou das Leben und wird dafür sein Freund. Die beiden schließen Blutsbrüderschaft. Nscho-tshi, Winnetous Schwester, will Old Shatterhands Squaw werden. Auf der Reise zu ihm wird sie von weißen Buschkleppern überfallen und getötet. Old Shatterhand unternimmt einen Rachezug, gerät aber selber in die Gewalt der Mörder. Er steht bereits gefesselt vor dem Revolver des Gegners – da sprengt Winnetou heran. Er kann den Blutsbruder und Freund nicht mehr heraushauen, er kann sich nur zwischen Shatterhand und die tödliche Kugel werfen.

So gibt er sein Leben für den weißen Bruder.

Old Shatterhand rächt ihn und die Seinen dann ... zu spät findet er das Testament Winnetous, das ihn beschwor, keine Rache zu nehmen.

Vor dem Grabmal des Häuptlings der Apatschen wird der Wanderer trauernd stehen und das Sterben der edlen roten Rasse beklagen.

Das ist das Epos von Shatterhand und Winnetou – ein Heldensang der Freundschaft, die vor keinem Wagnis und keinem Opfer zurückschreckt.

Die drei dicken Bände eilten von Hand zu Hand. Sie wurden nachts heimlich in Kammern mit fiebernden Augen gelesen, tags unter den Schulbänken versteckt, nachmittags in die Spiele der Knaben umgesetzt.

Hier Apatschen – hier Komantschen! hallte es von den Spielplätzen wider.

Das alte Spiel „Räuber und Soldaten“ wurde von Winnetou und Shatterhand abgelöst. Das war die Wildwestromantik, die die Herzen der Jugend um die Jahrhundertwende entflammte. Sie fieberte mit, wenn Winnetou und Shatterhand von Gefahr zu Gefahr eilten und einander todesmutig gerade im letzten Augenblick, unmittelbar am Abgrund des Lebens, retteten. Und was die heißherzige Jugend begeisterte, entsetzte die Stubenhocker.

„Haben Sie das alles selbst erlebt, Herr May?“

Erzählt Karl May in der Gestalt Old Shatterhands von den Indianern und ihrem Urwald, so berichtet er als Kara Ben Nemsî vom Orient. „Im Reiche des silbernen Löwen“ sah man Kara Ben Nemsî bei dem Perserstamm der Dschamikun und schon vorher „In der Wüste“ bei den Arabern. „In der Wüste“ ist seine erste große Reiseerzählung. Als Kara Ben Nemsî im Wüstenland seine Augen öffnet, ist das erste, was er erblickt, ein sonderbarer kleiner Kerl. Der kommt ihm auf einem großen Pferd entgegengeritten und stellt sich vor als Hadschi Halef Omar. Er muß gleich zugeben, daß er noch nie an den heiligen Stätten des Islam war, und daß man dort erst den Ehrentitel eines Hadschi erwirbt. Aber Halef Omar wird dann gleich nach Mekka geschickt. Dadurch wird seine Lüge zur Wahrheit, weil er nun wirklich ein Hadschi wird ...

Auch in seinen Orientserzählungen setzte die genaue Kenntnis von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, ja sogar Dialekten, die Leserwelt in Erstaunen. Und weil May in der Ichform berichtete, schworen Hunderttausende Stein und Bein, daß ihr Karl May nur Selbsterlebtes berichtete ...

„Haben Sie das alles wirklich erlebt?“ fragten neugierige Besucher.

Karl May sah sie nur mit großen Augen an ...

War er wirklich, als er diese Bücher schrieb, unter fernen Himmelsstrichen gereist?

Das ist das große Rätsel seines Schriftstellerlebens. In seiner Selbstbiographie spricht er von Reisen, die er zwischen der ersten und der zweiten Gefängniszeit unternahm. Auch eine große Reise vor seiner Zuchthauszeit wird erwähnt. Während die Selbstbiographie aber sonst über alle seine Erlebnisse sehr mitteilungsam ist, gibt sie von diesen Reisen nicht das geringste Detail. Eine überraschende Feststellung eines sonst blühenden Mitteilungsdrangs! In mündlichen Mitteilungen erzählte May gelegentlich, daß er schon mit zwanzig Jahren in Nordamerika war, das Indianer-Schutzgebiet besucht habe und als Hauslehrer wie als Eisenbahnvermessungsarbeiter tätig war. Das gäbe eine Erklärung für seine Kenntnis des Winnetoumilieus. Er sprach perfekt englisch, ließ das aber ungern merken, weil sein Englisch Slang war – das Idiom der Hafendarbeiter und Schiffer. Vielleicht war er als Kohlentrimmer hinübergefahren.

Auffallend war seine Kenntnis der arabischen Dialekte. Seine Selbstbiographie spricht von einer Auslandsreise zwischen 1868 und 1870. Daß er in Italien war, ist sicher, also wäre auch ein Abstecher nach Nordafrika denkbar, das auch in den kleineren Erzählungen eine Rolle spielt.

Dokumentarisch erwiesen ist eine Weltreise, die er 1899/1900 unternahm. Sie führte bis Sumatra. Bekannte und Redaktionen wurden von dort mit Ansichtskarten überschüttet, und die Dokumente dieser Reise, Pässe und Hotelrechnungen, sind getreulich aufgehoben. Aber da waren die Bücher, die seinen Ruhm als Reiseschriftsteller begründeten, längst erschienen. Sicher ist, daß seine eigenen Studienreisen übertroffen [617] wurden von seiner begnadeten Phantasie, die sich mit einem stupenden, erarbeiteten Wissen verband. Dabei war er Autodidakt, und seine wahre Hochschule war die Bücherei des Zuchthauses von Waldheim!

Diese Feststellungen können freilich nur die Bewunderung für das Schriftstellergenie Karl May und für das Wunder dieses Gehirns steigern.

Er bekennt auch in seiner Selbstbiographie, daß er den Plan für seine großen Arbeiten schon in der Zelle von Waldheim festlegte.

Schon in Waldheim gliederten sich ihm die Stoffgebiete seiner Einfälle in zwei Welten: Orient und Amerika, Araber und Indianer, Wüste und Urwald. Der Orient beschäftigte ihn seit seinen Kindertagen, da die Großmutter mit ihm die Märchen des Hakawati las. Der amerikanische Urwald aber, seine Bewohner, seine Möglichkeiten, der Kampf der weißen gegen die rote Rasse war überhaupt das große Thema, das die phantasievollen Köpfe des damaligen Deutschlands beschäftigte. Zeitungen und Auswanderer, die die enge, in ihrer Vielstaaterei wirtschaftlich gehemmte Heimat verlassen hatten, brachten immer neue Kunde von drüben, die die Gemüter entzündete.

Zwischen dem Orient und Amerika wechselt das Schaffen Karl Mays hin und her – 64 Bände machen seine Gesammelten Werke aus, aufregend in ihrer Phantastik, warmherzig in ihrem Ethos, gleichnishaft wie das orientalische Märchenbuch der Großmutter May und lehrhaft wie die Seminaristenjahre des entgleisten Volksschullehrers.

Die Helferin des Vielbeschäftigten

Mays waren von Blasewitz, das oberhalb von Dresden an der Elbe liegt, in die Elblandschaft unterhalb der Landeshauptstadt Sachsens gezogen, in die Lößnitz.

Das ist die liebliche Landschaft, die sich von den Toren Dresdens bis fast zu dem tausendjährigen Meißen hinunterzieht. Die Elbe rauscht groß und majestätisch vorüber, ihr breites, ebenes Ufer hebt sich dann zu sanften Hügeln empor, auf denen kilometerweit die Kirschen blühen. Die Lößnitz heißt das „sächsische Nizza.“ Drei junge Männer stiegen hier hügelan und holten sich vom „Hohen Haus“ drei Schwestern zur Frau – Gerhart Hauptmann und seine beiden Brüder. Generalmusikdirektor Ritter von Schuch wohnte hier, manch berühmter Sänger, manche schöne Schauspielerinnen des Hoftheaters. Sie fuhren abends zu ihrem Dienst nach Dresden hinein in den schönen Semperbau neben dem Zwinger – wenn Karl May um diese Zeit vom Schreibtisch aufstand, mußte er sich Gesellschaft bei anderen Mitbürgern suchen, für die der Abend wirklich Feierabend war.

Er fand sie bei dem anderen Teil der Lößnitzbewohner: der Industrie. Sie ist hier aus dem Handwerk erwachsen. Tüchtige Handwerksmeister, weitblickender als ihre Konkurrenz, begannen Gebrauchsgegenstände in größerer Anzahl herzustellen, aus kleinen Werkstätten wurden kleine Fabriken,

und wenn das Geschäft ging, kaufte man sich ein größeres Grundstück dazu. Vorn an der Straße wurde eine bescheidene Villa für die Familie gebaut, dahinter Garten und Hof und das Fabrikgebäude. So wohnte man standesgemäß und hatte doch die Arbeit in nächster Nähe. Schon dieses Nebeneinander kennzeichnete den rastlosen Fleiß der Bewohner, der dann Sachsen zur „Werkstätte Deutschlands“ gemacht hat.

So gab es auch die Sächsische Verbandstoff-Fabrik von Richard Plöhn in Radebeul. Herr Plöhn und Karl May lernten sich beim Abendtrunk in der „Goldenen Weintraube“ kennen, manchmal kamen auch die Frauen mit, Frau Emmy May und Frau Klara Plöhn. Dann besuchte man sich, der Fabrikbesitzer freute sich, wenn er abends nicht von Geschäften zu sprechen brauchte, sondern dem schweifenden Gedankenspiel des Schriftstellers folgen konnte. Und der Schriftsteller empfand es als Entspannung, wenn er von seinen Schreibtischträumen in die praktische Weltanschauung des Fabrikanten hinüberwechseln konnte.

Man freundete sich herzlich an. Bald sagte man Du zueinander.

Das Beisammensein erhielt für May einen besonderen Reiz dadurch, daß Frau Plöhn auch seine Bücher schätzte. Sie hatte sie alle gelesen. Sie interessierte sich für seine neuen Pläne und Entwürfe – das war das, was er in seiner Ehe so entbehrte. Seine eigene Frau las nie ein Buch. Den Phantasieritten ihres Mannes ins wilde Kurdistan konnte sie nicht folgen. Am liebsten saß sie mit Frau Münchmeyer in den schönen Kaffeehäusern des Dresdner „Großen Gartens“.

Oft mußte Karl May die abendlichen Zusammenkünfte der beiden Familien absagen. Viele seiner Schriften erschienen in Fortsetzungsheften. Was May in einer Woche schrieb, wurde in der nächsten Woche schon gesetzt, gedruckt und kolportiert. Solche Bindung an eiserne Termine zwang ihn jede Woche auch nächtelang an den Schreibtisch. Dazu kam ein ausgedehnter Schriftwechsel mit Lesern und Verehrern aus der ganzen Welt.

„Du sollst dich entlasten!“ rief Freund Plöhn. „Ich habe mir jetzt auch zwei Korrespondenten angeschafft!“

„Einen Korrespondenten ... ja, das brauchte ich auch,“ sagte Karl May. „Aber wo den richtigen finden? Er müßte doch engstens mit meinen Gedanken vertraut sein, damit er meinen Lesern in meinem Sinne schreiben kann ...“

Richard Plöhn nahm Frau May zur Seite: „Dein Mann macht mir Sorge. Er überarbeitet sich. Er müßte überhaupt einmal ausspannen. Eine große Reise täte ihm gut. Könntest du ihm nicht die Last der Korrespondenz abnehmen?“

[619] Frau May war entrüstet: „Dann hätte ich ja nichts mehr von meinem Leben. Habe ich überhaupt ein Leben? Er sitzt Tag und Nacht und schreibt ...“

An diesem Abend verläßt Richard Plöhn mit seiner Frau früher als sonst die Familie des Freundes. „An dieser Puppe,“ sagt er auf dem Heimweg zu seiner Frau, „geht der Mann noch mal zu Grunde. Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich ihm helfen könnte.“

„Wenn es dir recht ist, Richard, wüßte ich einen Weg,“ sagt Frau Plöhn. „Ich könnte ihm die Last der Briefschreiberei abnehmen.“

„Willst du das wirklich, du Gute?“ antwortet Plöhn erfreut. „Er verdient es, daß wir ihm helfen.“

So wird Klara Plöhn die Sekretärin Karl Mays. Sie hat sich schon lange so in seine Welt eingelebt, daß sie ganz selbständig die umfangreiche Korrespondenz erledigen kann. Jetzt erhalten anfragende Leser folgende Antwort aus dem Hause May:

„Ueber Ihren freundlichen Brief hat sich mein Mann herzlichst gefreut. Er ist mit neuen Arbeiten aber so überlastet, daß er Sie bittet, heute mit einer Antwort von mir vorlieb zu nehmen. Was Ihre Frage betrifft, so kann ich Ihnen mitteilen ...“

Unterschrieben sind alle diese Antworten mit „Emma May“. Und keiner der vielen Tausende, die solche Briefe erhielten, ahnte, daß nicht Mays Frau, sondern Klara Plöhn, die schwesterliche Helferin, die Verfasserin war ...

Die „Sphinx von Hohenstein“ hatte nun noch mehr Zeit für Kaffeevisiten.

Der letzte Angriff beginnt.

Die Jahre vergehen.

Längst ist Karl May Bürger unter Bürgern geworden. Das einst arme Sachsenland blüht durch die Industrialisierung, die in der fleißigen, intelligenten und anspruchslosen Bevölkerung ihre besten Arbeitskräfte fand, gewaltig auf. In Dresden wohnen reiche Leute.

Da lebt jetzt in dem Vorort Blasewitz Ferdinand Avenarius, der Gründer des „Kunstwart“. Er erzieht die wohlhabend gewordenen Kleinbürger dazu, daß sie keine Häkeldeckchen mehr auf ihre Plüschmöbel legen, er lehrt sie gute Bilder von schlechten Oeldrucken zu unterscheiden und den Stuck zugunsten des echten Materials verachten. Er geht auch streng mit ihrer Lektüre ins Gericht, gewöhnt den Erwachsenen die Marlitt und die Heimbürg ab, wirbt für Wilhelm Raabe und Gustav Frenssen und stößt dabei auch auf den von der Jugend vergötterten Karl May. Der „Kunstwart“ eröffnet den Kampf gegen den Jugendschriftsteller Karl May. Der Rektor der Dresdner Technischen Hochschule, der große Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt, assistiert ihm mit seinen hohen Beziehungen. Man findet, daß Karl May in den Kindern gefährliche Abenteuerluste weckt. Im Schulranzen jedes faulen Pennälers entdecken sie einen Band Karl May.

Während die Jugend unbeirrt und glühenden Auges Karl May verschlingt, gewinnen seine Gegner Boden.

Und eines Tages begegnen sich die um Avenarius und Gurlitt mit der Gruppe Münchmeyer, die inzwischen auch May feindlich geworden ist.

Kolportage-Münchmeyer ist gestorben, seine Witwe will den Verlag verkaufen. Der neue Käufer hat nur Interesse an den May-Romanen ...

„Aber auf die hat Münchmeyer ja gar kein Recht mehr!“ protestiert May. „Münchmeyer durfte davon nur je 20 000 Stück drucken, dann fallen die Verlagsrechte an mich zurück. Und die 20 000 sind längst überschritten!“

Aber Karl May kann von der Firma Münchmeyer-Witwe keine Abrechnung bekommen.

Es kommt zum Prozeß.

Sein Beginn fällt gerade mit der großen Orientreise zusammen, die Karl May 1899 antritt. Freund Plöhn übernimmt es einstweilen, seine Interessen in der Heimat wahrzunehmen, und ist zusammen mit Frau Plöhn der treueste Sachwalter. Frau Emma May reist nicht mit nach Indien, sie fährt zu ihrer Erholung mit Bekannten nach Paris ...

Während seiner langen Abwesenheit von Europa zieht sich in der Heimat das Gewitter über dem Abwesenden immer enger zusammen. Versteckte und offene Angriffe in der Presse mehren sich. Freund Plöhn sieht sich genötigt, in einem Rundschreiben die Presse zu bitten, Karl Mays Heimkehr aus Asien abzuwarten.

Und er fährt mit seiner Frau dem Rückkehrenden nach Aegypten entgegen. Auch Frau May wird bewogen, mit nach Aegypten zu fahren. Es ist kein frohes Wiedersehen. Plöhns Nachrichten erfüllen May mit bangen Ahnungen, und es bedrückt ihn schwer, daß der teure Freund in Aegypten schwer erkrankt.

Aber schließlich – der Prozeß gegen die Firma Münchmeyer muß gewonnen werden. Zu Hause in Mays Schreibtisch liegen ja wohlverwahrt die Briefe Münchmeyers, in denen er alle gegenseitigen Abmachungen bestätigte ...

Man trifft wieder in Radebeul ein.

Mays erster Griff langt nach den Münchmeyer-Briefen im Schreibtisch.

Der Kasten ist leer.

„Wo sind die Dokumente?“

„Daß du's weißt – ich habe sie verbrannt,“ sagt Emma May. „Frau Münchmeyer ist meine beste Freundin. Ich will keinen Prozeß zwischen euch beiden – keinen Prozeß, den sie verliert.“

May findet keine Worte.

„Fehlen nicht auch noch andere Dokumente in dem Kasten?“

„Ja,“ sagt die Frau. „Zum Beispiel unser Trauschein.“

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn auch verbrannt!“

Die lange schon schwebende Entfremdung zwischen den Gatten führt zum offenen Bruch.

Unter schweren inneren Kämpfen entschließt sich Karl May zur Ehescheidung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 25, 22.06.1940, S. 615+617+619

Abb. S. 617: Vom Leid gezeichnet / Unser Bild zeigt Karl May acht Tage vor seinem Tod, in Wien 1912.

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

Old Shatterhand wieder am Marterpfahl – „Ehe ich das zugebe,
sterbe ich lieber!“ sagte der Dichter während seines Prozesses

Freund Plöhn ist nach der Heimkehr aus Aegypten scheinbar gesundet, erkrankt aber bald noch schwerer und stirbt ein Jahr später.

Die Witwe Klara Plöhn findet in der Arbeit für Karl May Trost in ihrem Schmerz. Und der nun ganz einsam Gewordene braucht die Aussprache mit der Freundin mehr als je – der letzte schwere Angriff beginnt.

Karl May, der Geschiedene, und Klara Plöhn, die Witwe, einander schon lange durch Geistesgemeinschaft verbunden, schließen den Ehebund.

Es wird eine Kampfgemeinschaft, die Ehe zwischen Old Shatterhand und seinem „Herzle“.

Die Götter sandten dem alten Kämpfer dieses tapfere Herz an die Seite, damit er nicht untergehe in der tödlich anschwellenden Brandung.

May steht jetzt im Münchmeyer-Prozeß ohne Beweismaterial da. Die Gegenseite behauptet, daß Münchmeyer die Verlagsrechte für immer erworben habe. May möchte diese Werke aber gerade jetzt aus der Öffentlichkeit zurückziehen, da sie von seinen Gegnern in Gegensatz zu seinen religiös betonten Schriften gesetzt werden. Ueberlastung und neu sich öffnende Gedankenwelten ließen ihn bisher nie dazu kommen, seine Münchmeyer-Arbeiten im Druck zu lesen.

Er ist entsetzt, als er jetzt feststellt, was Kolportage-Münchmeyer daraus gemacht hat.

May bietet vor Gericht seinen Eid an – sowohl über die frivolen Veränderungen, die Münchmeyer eigenmächtig an seinen Schriften vornahm, als auch über die Tatsache, daß Münchmeyers Rechte bereits erloschen seien.

Da beginnen in den Schriftsätzen der gegnerischen Anwälte geheimnisvolle Andeutungen, daß man doch erst einmal die Glaubwürdigkeit des Klägers May untersuchen müsse. Eine scharfe Einschüchterungstaktik setzt ein. Karl May erwägt schon, seine Klage zurückzuziehen. In einem erschütternden Briefe an einen seiner Anwälte vom 29. September 1905 heißt es:

„Man wird Dienstag auf den Vorstrafen reiten wollen. Soll das wirklich geschehen und ich nur immer wieder bloßgestellt werden, so ziehe ich meine Klage einfach zurück. Ich verfolge diese Klage nur dann weiter, wenn ich diese Strafen nicht zuzugeben brauche ... Auf keinen Fall darf ich den fürchterlichen Fehler begehen, vor dem versammelten Berichterstattevolk die Vorstrafen zuzugeben. Es würde das mein ganzes Lebenswerk vernichten, und ehe ich das zugebe, will ich lieber sterben! Solange es nur auf Hörensagen beruht und in den Akten stecken bleibt, ist es nicht tödlich. Zwingt man mich aber, mein eigenes Ja dazu zu sagen, vor sämtlichen Landsknechten der Tinte und Buchdruckerschwärze, so gibt es einen Schlag und dann kein Auferstehen.“

Aber die Lawine war schon im Rollen. Die Gegner hatten eine gute Informationsquelle: Emma, geschiedene May, geborene Pollmer aus Hohenstein, die die Vergangenheit ihres Mann zu gut kannte.

Aus dem Gerichtssaal dringen Gerüchte über Mays Vergangenheit zur Gruppe Avenarius. An die Ungeheuerlichkeit, daß der berühmte Schriftsteller und Freund hoher kirchlicher Würdenträger und fürstlicher Persönlichkeiten aus dem Zuchthause kam, glaubt man dort vorerst noch nicht. Aber man gewinnt aus anderen Feststellungen den Eindruck, daß Karl May in den Jahren, die er nach seinen Büchern auf großen Auslandsreisen verbracht haben mußte, in Deutschland war.

„Seine Bücher sind erschwindelt!“ rufen die Kritikaster und machen ihm manches jugendliche Herz abspenstig, das bisher in Karl May den Helden sah, der alles erlebt hatte, was er schilderte.

Dann stößt die Avenariusgruppe auf Mays Münchmeyer-Romane: „Seht, er schrieb zur gleichen Zeit mit der einen Hand fromme Bücher, mit der anderen frivole Kolportage!“

Und eines Tages dröhnte es laut durch den Gerichtssaal: „Was ist von den Eiden eines Mannes zu

halten, der vier Jahre im Zuchthaus gesessen hat?“

In diese Situation platzen die Geldnöte des Herrn Lebius, Herausgeber der „Sachsenstimme“. Seine Wünschelrute sucht eine Goldader. Die feindlichen Anwälte spielen ihm Prozeßakte zu, und als der im Grunde weltfremde Autor so vieler Weltreisebücher nicht die Brieftasche zückt, erscheint in der „Sachsenstimme“ „Mays Jugendgeschichte“, die nun als Weltsensation durch die Presse des In- und Auslands geht.

Und nirgends findet sich ein Winnetou, der Old Shatterhand mit seinem Leibe deckt.

Schluchzend steht Karl May am Fenster seines Hauses und sieht verzweifelt in den grauen Herbst.

Dreißig Jahre Sühne und Arbeit waren umsonst.

Jetzt ist er wieder in der Hölle.

Der Einsame und seine Verteidigung.

In den Tagen und Jahren des Kesseltreibens gegen Karl May fand sich nicht einer der Großen der schreibenden Welt, der Karl May in Schutz genommen hätte, um zu sagen: „Wenn der Mann vor Jahrzehnten gefehlt hat, so hat er's gebüßt. Und was er einigen wenigen geschadet hat, hat er durch eine Lebensleistung wieder gutgemacht, die Millionen junger Herzen begeistert hat.“

In ganz Deutschland fand keiner eine weithin sichtbare Geste für Karl May. Ein paar Leute, welche die mit einem Paragraphen des Strafgesetzbuches eindeutig zu kennzeichnende Attacke des Herrn Lebius in ihren Hintergründen kannten, fürchteten ihn selber. Erst 1919 glich Ludwig Gurlitt die Attacken des Kreises um seinen Bruder Cornelius durch seine warmherzige Broschüre: „Eine Lanze für Karl May“ aus. Da lag der Märtyrer schon sechs Jahre unter dem grünen Rasen.

Wie verteidigte sich May selber?

Setzte er die Macht seiner suggestiven Feder nicht für die eigene Sache ein?

Ja, wenn er in den Zirkeln des damaligen literarischen Berlin zu Hause gewesen wäre! Da war es üblich, aus dem Pranger ein Forum der Anklage zu machen. Aber dem einsamen Mann in seiner kleinen Vorstadtvilla war die Technik polemischer Selbstbehauptung fremd. Erst ein paar Jahre später erschien seine Selbstverteidigung, seine rührend einfache Selbstbiographie, die auf jeder Seite erkennen läßt, wie ihn die Aufrollung seiner schweren Jugenderlebnisse in die ganze Bedrücktheit seines Aufstiegs zurückwirft – in neue Vereinsamung. Karl May hat nie in unmittelbaren Beziehungen zu größeren Menschenkreisen gestanden. In der Blindheit des Kindes, in der Haft, in der Zelle, in den dreißig fleißigen Schriftstellerjahren war er immer allein mit sich, seiner Phantasie und seinem Schreibtisch – immer ein Isolierter.

Immer war sein Dasein ein Leben nach innen – er war immer beengt, gehemmt, hilflos, wenn er der Außenwelt gegenübertrat.

So ist auch die Schwere seiner Vorstrafen wahrscheinlich durch die Hilflosigkeit seiner Verteidigung vor den Richtern zu erklären. Genau so hilflos stand er den literarischen Kritikern gegenüber. Sie warfen ihm vor, daß er seine Reiseabenteuer gar nicht erlebt habe, weil er in den fraglichen Zeiten nicht außer Landes war. Er hätte nur das Recht des Dichters zu proklamieren brauchen, stolz auf Feuer und Kraft seiner Phantasie und auf die Verlebendigung seines mit Genialität erarbeiteten Wissens zu sein! Konnten sich Geschöpfe und Gesichte seines Schaffens nicht königlich über viele dürftige Reiseschriftsteller stellen?

(Fortsetzung folgt.)

Aus: Das Illustrierte Blatt, Frankfurt. 28. Jahrgang, Nr. 26, 29.06.1940, S. 641

Aus Armut und Gefängnis zu spätem Ruhm Hölle und Verklärung des Karl May

„Im Gefängnis war ich frei!“ – Eine umfassende aufrichtige Beichte
„Sieg! ich sehe alles rosenrot!“ sind Karl Mays letzte Worte.

Wie verteidigte sich Karl May?

Teils deutete er an, daß er doch der große Erleber seiner Reisen gewesen sei. Er spricht in seiner

Biographie von gelegentlichen (schwer kontrollierbaren) Reisen, über die er Näheres erst im zweiten Band seiner Erinnerungen sagen will, der dann nie erscheint. Teils erklärt er, daß alles bisher von ihm Geschriebene nur Skizze sei – sein eigentliches Werk habe er erst noch vor. Und überdies sei alles, was er erzählt habe, doch nur gleichnishaft und symbolisch gemeint. Das „Ich“ zum Beispiel in den Erzählungen des Buches „In der Wüste“ sei nicht etwa der Schriftsteller Karl May – er selber habe sich vielmehr in der Figur des Hadschi Halef Omar charakterisiert. „Indem ich alle Fehler des Hadschi beschreibe, schildere ich meine eigenen und lege also eine umfassende und aufrichtige Beichte ab.“ Zielt er damit darauf hin, daß sich Halef Omar einen Hadschi nennt, ohne ein solcher zu sein, da er ja noch nicht an den heiligen Stätten des Islam war? „Ich wollte eigentlich nur deutsche Fehler und Zustände schildern, sagt May in seiner Selbstverteidigung – da wir dafür aber im täglichen Leben blind sind, mußte ich eben arabische Personen und arabische Zustände herbeiziehen, um blinde Augen sehend zu machen ...“

In solche Mystik flüchtet der gehetzte, gejagte alte Mann. Ueber die Taten, die ihn ins Gefängnis und Zuchthaus führten, gleitet er verlegen hinweg und mindert damit den Wert seiner Beichte als menschliches Dokument. Teils entschuldigt er sich mit dem vorübergehenden Versagen seines (sonst blendenden) Gedächtnisses, teils wirft er den Mantel völliger Unschuld um sich.

Das alles verdeutlicht nur die Qualen des Greises.

Arme, gemarterte Kreatur Gottes aus dem ärmsten Erzgebirge, die lange schon vorher ein Großer freigesprochen hat:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.“

Aber gegen Ende seines Bekenntnisses wächst Karl May zur monumentalen Größe empor. Da findet seine blutende Seele die hinreißendsten Worte:

„Damals, als ich mich im Gefängnis befand, war ich frei.

Da lebte ich im Schutze der Mauern. Da meinte es ein jeder gut und ehrlich, der zu mir in die Zelle trat. Da durfte mich niemand berühren. Da war es keinem erlaubt, den Werdegang meines inneren Menschen zu stören. Kein Schurke hatte Macht über mich. Was ich besaß und was ich erwarb, das war mein sicheres, unantastbares Eigentum, bis ich – entlassen wurde. Länger nicht! Denn mit dieser Entlassung verlor ich meine Menschenrechte und meine Freiheit. Was andere, die nur irdisch zu reden wissen, als Freiheit bezeichnen, das ist für mich ein Gefängnis, ein Arbeitshaus, ein Zuchthaus gewesen, in dem ich nun schon 36 Jahre lang geschmachtet habe, ohne außer meiner jetzigen Frau einen einzigen Menschen zu finden, mit dem ich hätte sprechen können.

Ich lebte und arbeitete nicht für mich, sondern nur für andere. Was ich erwarb, um das wurde ich betrogen. Was ich mir ersparte, das stahl man mir. Ein jeder durfte mit mir machen, was ihm beliebte, denn überall fand er einen Anwalt, der seine Sache führte. Ueberall gab es einen Paragraphen, der ihn schützte.

Seit meiner Entlassung bin ich ein Züchtling geworden, den jeder stäuben, martern und quälen darf, wie es ihm beliebt, wenn es ihm nur gelingt, sich mit einem jener Paragraphen zu bewaffnen, die die Handhabe aller schneidigen Anwälte sind. Jawohl, ich bin Gefangener, Zuchthäusler noch immer! Ein Dutzend Prozesse haben mich festgehalten, damit ich ja nicht entweiche, und jeder, der Geld von mir wollte, aber keins bekam, hat sich als Zuchthausmeister gebärdet und auf mich losgeschlagen.

Ich habe das Beste aller derer, für die ich schreibe, gewollt, ihr inneres und äußeres Heil, ihr gegenwärtiges und ihr zukünftiges Glück. Was gab man mir für diesen meinen guten Willen?

Verachtung, Spott und Hohn!

Als ich Zuchthäusler war, da war ich keiner. Und nun ich keiner mehr bin, da bin ich einer!“

Wer Karl May in seinen letzten Jahren begegnete, der sah ein Dulder-Antlitz.

Unter der hohen, klaren Stirn sahen Seher-Augen von seltsamem Glanz in die Ferne.

Er erlebte noch seine Apotheose.

Der „Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien lädt ihn zu einem Vortrag. Tausende von Hörern hängen atemlos an seinen Lippen. Er sagt: „Die höchste und mir liebste Form der Kunst ist das Märchen. Ich liebe das Märchen so, daß ich ihm mein ganzes Leben und meine Arbeit gewidmet habe. Ich bin Hakawati, das ist ein arabisches Wort und heißt ‚Märchenerzähler‘. Wer nicht weiß, daß ich Hakawati bin, der beurteilt mich falsch, weil er mich nicht begreifen kann.“

Hakawati ... so hieß das alte Buch der Märchen aus dem Orient, mit dem ihm die Großmutter die ersten literarischen Eindrücke übermittelte. Am Ende seines Lebens zu seinen Anfängen zurückkehrend, findet er die schlichte, alles entwaffnende Deutung seines Schaffens.

[665] Der Wiener Vortrag schloß mit einem innigen Appell zur Läuterung und Beseelung allen Menschentums. Wie ein Seher steht Karl May vor der ihm von Herzen zugetanen Hörschaft, als er am Ende seiner Rede der Oesterreicherin Berta von Suttner seine Huldigung darbringt.

Bewegt danken ihm die Tausende – einmal in seinem Leben darf der Greis die Liebe der Massen erleben. Und schon acht Tage später wird er in die ewigen Jagdgründe heimgerufen.

Den Folgen einer aus Wien mitgebrachten Erkältung hielt er nicht mehr stand. Am 30. März 1912, abends 8 Uhr, richtete er sich noch einmal auf und flüsterte: „Sieg, Sieg, ich sehe alles rosenrot!“

Dann hat Old Shatterhand ausgekämpft.

Nach seinem Wunsch erfuhr die Oeffentlichkeit erst nach seiner Beisetzung seinen Tod.

Und nun geht von seiner Gruft das Wunder der Auferstehung seines Werkes und seines Ruhmes aus, treu gehütet von Klara May. Sie ist in dem schwersten Jahrzehnt seines Lebens keine Sekunde von seiner Seite gewichen. Sie stand mit ihm in den Gerichtssälen, saß neben ihm in den Zimmern der Anwälte, empfing die Besucher und die Erpresser und fand neue Wege für die Schatzgrube seines Werkes.

Die Prozesse erledigten sich schnell durch Vergleiche. Die Witwe Münchmeyer zahlte noch einen Schadenersatz von 25 000 Mark. Noch in seinem Nachruf erzählte der „Kunstwart“, daß Karl May 6 Millionen Mark bei einem Jahreseinkommen von 200 000 Mark hinterlassen habe. Wir sagten es schon, daß sich Karl May in vierzig Jahren gerade 800 000 Mark erscrieben hat. Die Kämpfe und Prozesse haben viel aufgezehrt. Auch ist er in seinen Spätjahren viel gereist und hatte das wundersame Erlebnis, Länder und Orte zu sehen, die er lange vorher visionär gestaltet hatte. Mit seinem Haus und dem Garten, der heute der schöne Karl-May-Hain ist, betrug Mays Hinterlassenschaft 140 000 Mark.

Klara May erwarb von den meisten May-Verlegern die Verlagsrechte zurück und gründete zusammen mit Mays zweitem Verleger Fehsenfeld und dem jungen Dr. Schmidt, den May besonders schätzte, den Karl-May-Verlag in Radebeul, der heute das ganze Werk des Dichters vereint. Wurden zu Mays Lebzeiten von ihm 1,6 Millionen Bände gekauft, so sind nach seinem Tode nahezu 6 Millionen Bände abgesetzt worden.

So wirkte sein Werk durch sich selber weiter und erlebte die späte Rechtfertigung, daß sich sein Ideal vom opferbereiten, heroischen Menschen mit den Forderungen einer neuen Zeit begegnete.

Radebeul, die Stätte seines Martyriums, heißt jetzt amtlich „Karl-May-Stadt Radebeul“.

Dort steht auch das Karl-May-Museum, das ein alter Weltfahrer, Patty Frank, aus seinen und Mays Schätzen zu einer kostbaren Sammlung indianischer Dokumente gestaltet hat. Der Ueberschuß des Karl-May-Verlags geht an die von der sächsischen Regierung verwaltete Karl-May-Stiftung. Sie hat schon über 300 000 Mark Vermögen, wird einmal der endgültige Erbe des Vermögens der Familie May sein und hilft armen Schriftstellern.

Jeden Sommer aber erscheinen Winnetou und Old Shatterhand zwischen den Felsen des Elbsandsteingebirges vor Hunderttausenden bei den Karl-May-Festspielen. Zu Weihnachten begeistert Winnetou in der Bearbeitung von Ludwig Körner, dem Präsidenten der Reichstheaterkammer, die junge Welt auf den Bühnen vieler deutscher Städte.

Und das abschließende Wort sprach in Dresden, wo Karl May lebte und litt und wo alle Minen gegen den unglücklichen Mann gelegt wurden, der Reichsstatthalter von Sachsen:

„Seine starke Persönlichkeit wird uns ebenso unvergeßlich sein wie das von ihm geschaffene Werk, das unvergeßlicher Besitz unserer Volkskultur bleiben wird.“

Immer noch spielen die Knaben Winnetou und Old Shatterhand ...

(Schluß.)